



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

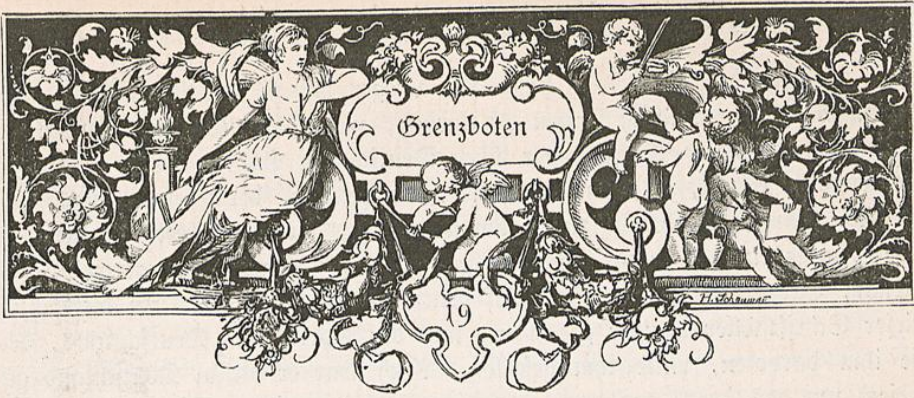
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**


**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Leben und Sitten im Lande der deutschen Barbaren

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Leben und Sitten im Lande der deutschen Barbaren


 isher sind manche Leute noch geneigt gewesen, die Revue des deux mondes, ein Blatt, das sich rühmt, in allen Erdteilen verbreitet zu sein, ernsthaft zu nehmen und ihren wissenschaftlichen, besonders ihren geschichtlichen Artikeln manche Anregung abzugewinnen. Vor einigen Wochen (in der Nummer vom 15. März) ist aber ein Aufsatz darin erschienen: La vie et les mœurs dans l'Allemagne d'aujourd'hui, der ihnen ihre Einbildung wohl gründlich zerstört haben wird. Dieser Aufsatz, der sich Tissots Voyage au pays des milliards würdig zur Seite stellt und seinem Inhalte nach passender Voyage au pays des barbares überschrieben sein sollte, zeigt uns wieder einmal, wie tief die Revue gesunken sein muß, um Albernheiten und Lügen thörichtster Art abzu drucken, und wie weit die „obern Zehntausend“ der französischen Nation, die den Leserkreis jener Zeitschrift ausmachen, geistig herabgekommen sein müssen, um Bedürfnis nach derartiger Lektüre zu fühlen, wie wir sie hier vor uns haben, und sich solch dummes Zeug aufbinden zu lassen. Diese Schilderung deutscher Sitten und deutschen Lebens ist für uns so belustigend und, wenn man daraus einen Schluß auf den geistigen Zustand des heutigen Frankreichs zieht, zugleich so belehrend, daß sie verdient, etwas tiefer gehängt zu werden. Eine Angabe des Inhaltes, möglichst in den Worten des Franzosen, mag auch einem weitem Kreise, der sich nicht regelmäßig mit dem Studium der Revue des deux mondes befaßt, einen Begriff davon geben, wie man heute in Frankreich über Deutschland denkt, und wie man dort Sittengeschichte zu schreiben beliebt.

Der Verfasser, ein Herr L. de Wyzewa — dessen Vorfahren, wie der Name zeigt, sicherlich nicht in Frankreich ansässig waren, vielleicht schachernd

dort eingewandert sind —, hatte sich vorgenommen, deutsche Sitten und deutsches Leben gründlich kennen zu lernen, und hat zu diesem Zwecke die Urteile französischer Schriftsteller über Deutschland studirt. Was Voltaire, Madame de Staël, H. Heine, „ein befreiter Preuße, der überall zeigt, daß er sich schämt, in Deutschland geboren zu sein,“ was Michelet hierüber geschrieben haben, hat er mit Interesse gelesen, ebenso einzelne Charakterzüge, die Renan, Balzac, Taine in Bezug auf deutsches Wesen liefern. In die Schule dieser Schriftsteller war er gegangen, und der Typus des Deutschtums, den sie ihm darboten, hatte ihm gefallen. Auch war er oft in Deutschland gewesen, um das Ideal von dem „deutschen Michel,“ wie er sichs an der Hand jener Schriftsteller zurecht gelegt hatte, zu beobachten. Leider vergebens. Über der Betrachtung der alten Kirchen, Bilder, Museen, bei der Vertiefung in die deutsche Dichtung, Philosophie und Musik war er, wie er gesteht, nie dazu gekommen, sich ein rechtes Bild von dem heutigen Leben in Deutschland zu machen. Zwar hatte er bemerkt, „daß Rechtschaffenheit und linkisches Wesen, Unbefangenheit und Schwerfälligkeit, Zärtlichkeit und Roheit, Kraft des Denkens und Einfalt, Schwäche der Sinneswahrnehmungen und Stärke der Empfindung“ bezeichnende Merkmale der deutschen Natur seien, doch sind ihm im allgemeinen die Deutschen mehr als Museumswächter vorgekommen, und er ist ihnen dankbar gewesen, daß sie die kostbaren Sammlungen in so guter Ordnung gehalten und die ihnen anvertrauten Erinnerungen an ihre Vergangenheit so gut bewahrt haben. Kurz, er hatte sich nie ein rechtes Bild über deutsches Wesen machen können. Das sollte anders werden, und er nahm sich vor, nochmals und ohne Vorurteil seine Beobachtungen anzustellen.

Schnell kaufte er sich eine Fahrkarte von Paris nach Köln, um seine kulturgeschichtlichen Studien sofort zu beginnen. Lange sollte er nicht zu warten brauchen. Im Eisenbahnwagen sieht er zwei in mächtige Rauchwolken gehüllte Herren, die sich einander mit den Worten vorstellen: „Mein Name ist Musikdirektor L. aus Hamburg — Mein Name ist Weinhändler B. aus Dresden,“ sich sogleich von der „Riesenstadt“ unterhalten, die sie soeben verlassen haben, und einander die Geschenke zeigen, die sie ihren Angehörigen mitbringen wollen. Freilich ist es nur Schundware, die unser liebenswürdiger Franzose sonst nur in Deutschland gesehen hat. Ihre Bewunderung der schönen Sachen unterbrechen sie jeden Augenblick mit „der in ihrem Lande sprichwörtlichen Redensart: Ach Gott, es ist doch nur ein Paris!“ Alles, was sie in Paris gesehen haben, ist „herrlich, famos, wunderbar,“ und Frankreich erscheint ihnen als die „Verkörperung der Eleganz, des Reichthums und der Majestät.“ Und dabei haben die Leute eigentlich nur einige Lingeltangel und Rencipen, wo es gutes Bier gab, gesehen! Während sie sich so unterhalten und dazwischen essen, ohne natürlich einander etwas anzubieten, sehen sie „mit ihren guten, einfältigen Augen“ den eleganten Franzosen in der Ecke an, „als wollten

sie seine Sympathie für ihr Behagen ersuchen.“ Schließlich läßt sich dieser gnädigst in ein Gespräch mit dem Musikdirektor ein, der ihm nun die Schönheiten Deutschlands preist und ganz erstaunt ist, daß sich der Franzose herabläßt, auch manches schön zu finden. „Wir Deutschen, scheint der gute Mann sagen zu wollen, müssen unser Land bewundern, aber ihr Franzosen würdet doch sehr thöricht sein, euch diese Pflicht aufzuerlegen.“

Unser Sittenforscher bereist nun Deutschland nach allen Gegenden hin, und wir finden ihn in Berlin wieder, wie er im einsamen Zimmer sitzt und tief-sinnige Betrachtungen anstellt. „Doch ist es vielleicht nur das eintönige Geräusch des an die Fensterscheiben klatschenden Regens, das ihn mit einer unbestimmten Traurigkeit erfüllt, als er sich anschickt, das Deutschland, das er gesehen, mit dem, das er geträumt hat, zu vergleichen?“ Und welche Beobachtungen haben das Mitgefühl des wackern Franzosen so sehr erregt?

Zunächst wird festgestellt, daß die Deutschen linkisch, schwerfällig, daß sie ein ungeschliffenes, rohes Volk sind, womit er meint, daß ihre fünf Sinne noch im urwüchsigsten Zustande sind, daß sie noch nicht gelernt haben, sich ihrer zu bedienen. Die Beweisführung ist nicht schwer. Nehmen wir zum Beispiel den Geschmacksinn an: die deutsche Küche ist abscheulich, der Deutsche kann überhaupt noch nicht essen. Auch ist er überall. Im Kaffeehaus, im Theater, im Museum, selbst auf der Straße kann man ihn eine Scheibe Roastbeef verzehren sehen. Viele Familien essen gar nicht zu Hause, sondern im Wirtshaus, wo man sich stets an die vollsten Tische setzt. Die Kellner im fettigen Tract haben niemals Eile, ihre Gäste zu bedienen. Niemand unterhält sich, sondern „die Männer rauchen ihre Zigarren, die Frauen sitzen unbeweglich mit gekreuzten Armen vor den schmutzigen Tellern und leeren Gläsern, und die Kinder schlafen mit dem Kopfe auf dem Tische; um zehn Uhr wird bezahlt, und man geht nach Hause.“ Die Teller der besten Restaurants sind selten rein, der Gebrauch von Tischtüchern und Servietten ist eine Ausnahme. „Sich des Messers zu bedienen, um damit die Speisen an den Mund zu bringen, ist dagegen in Deutschland fast allgemein Gebrauch.“ „Der gleiche Mangel an Geschmack zeigt sich in ihren Getränken.“ Der Deutsche thut überhaupt nichts als Bier trinken. In Kassel beobachtet der Franzose, wie einer vergebens zehn Mark für eine Flasche Bier bietet und doch gezwungen wird, zum Mittagessen Wein zu trinken. Die Zusammenkünfte der Studentenverbindungen haben keinen andern Zweck als Biertrinken, und „das Bier ist dabei die einzige Form der Strafe, da jedes Vergehen die Verpflichtung nach sich zieht, eine gewisse Anzahl Schoppen zu leeren.“ Der Geruchssinn ist bei den Deutschen ausgeprägter, besonders Patchouli und Moschus sind beliebt. „Mit besondrer Vorliebe stecken schon kleine zerlumppte Jungen ihre zehn Pfennige in den Verkaufsautomaten, um sich Eau de Cologne zu verschaffen und damit Kopf und Hände einzureiben.“ Wie steht es aber mit dem Gehör? Nun,

der Deutsche liebt es zwar, Musik zu hören, und kann darüber sogar das Biertrinken vergessen, und doch ist er nicht fähig, feinere musikalische Unterschiede zu machen. Kann man doch in den besten Konzerten auf den Programmen neben Symphonien von Beethoven und Schumann Walzer von Suppé sehen, die mit gleichem Beifall belohnt werden. Auch die Ausführung der Konzerte ist mittelmäßig; „der Deutsche liebt eben die Musik, aber ohne Verständnis dafür zu haben.“ Am geringsten ist aber der Gesichtssinn ausgebildet. Gebäude, Läden, Kleidung, alles hat das geschulte Auge des Franzosen beleidigt. Die Kleidung zumal wird in geradezu unerhörter Weise vernachlässigt. Feine Damen lassen zwar ihre Kleider in Paris anfertigen, doch merkwürdig, sobald sie nach Deutschland kommen, „sehen sie ganz anders aus, als in Paris.“ Auch der Gang der Deutschen gefällt dem Franzosen nicht. „Er ist schwerfällig, ungeschickt, verlegen.“ Sogar im Tanzen hat sich ihr Ruf nicht bewährt, und „französische Herzoginnen können trotz Muffet doch anmutiger tanzen, als die deutschen Ochsenknechte.“

Diesem Mangel an Feinheit der Sinneswerkzeuge, den unser Psycholog in so schlagender Weise nachgewiesen hat, entspringt der hervorragendste Zug deutscher Ungeschliffenheit und Roheit: „die tiefe, anhaltende, unveränderliche Mißachtung der Frau von seiten des Mannes.“ „Die Frau ist dem Deutschen ein untergeordnetes Wesen und wird im Zustande vollkommener Unterwürfigkeit gehalten.“ Verschiedene Beispiele der lächerlichsten Art sollen auch das beweisen.

Nach diesen hervorragenden psychologischen Entdeckungen kommt er „auf jenen poetischen Charakterzug zu sprechen, den die Deutschen Gemüt nennen.“ Sehen wir, was er darunter versteht. An einem schönen Sommerabend fährt er bei Mondenschein auf einer Fähre über den Rhein nach Bonn und beobachtet ein junges Liebespaar, das Hand in Hand, ohne ein Wort zu sagen, bald einander in die Augen, bald in die vom bleichen Licht des Mondes übergossenen Wellen des Flusses sieht. „Sicherlich hatten sie vorher in einem Wirtshaus der Umgegend reichlich gegessen und getrunken und ließen nun, nachdem sie den Magen gesättigt hatten, der Seele ihren wöchentlichen Anteil an Träumen und Poesie zukommen.“ Das ist Gemüt. Auch in der Sprache und vielen Sitten und Gebräuchen giebt sich das Gemüt der Deutschen kund. „Merkwürdig ist es, daß selbst ungebildete Bauern bei jeder Gelegenheit von den Vögeln, Blumen und Sternen sprechen.“ Vielfach haben sich alte Sitten erhalten, z. B. die, daß zwei junge Leute, wenn sie verlobt sind, vor ihrer Hochzeit eine gewisse Anzahl Mondscheinspaziergänge machen müssen! Junge Mädchen schwärmen fast nur für Offiziere. Da jedoch wegen der vom Militär-gesetz verlangten hohen Mitgift eine Heirat zwischen einer Bürgerstochter und einem Offizier nur selten sein soll, so ziehen die Professoren ihren Nutzen daraus; es soll vorgekommen sein, daß „Professoren hübsche junge Mädchen geheiratet haben, die sich, ohne sie gesehen zu haben, in sie verliebten.“

Nachdem so Herr von Wyzewa das deutsche Gemüt hinlänglich erklärt zu haben glaubt, erstreckt er seine Untersuchungen auf ein, wie er selbst gesteht, unendlich schwierigeres Gebiet: die Willensthätigkeit der Deutschen. „So viel steht fest, der Deutsche hat keinen Willen, er hat nur das Bedürfnis, zu gehorchen.“ „Vor nicht allzulanger Zeit hatte es genügt, daß einige Berliner Blätter Frankreich kriegerische Absichten unterschoben, um ganz Deutschland in Haß gegen Frankreich zu entflammen. Sechs Monate lang gab es keinen Deutschen, der die Franzosen nicht verabscheut hatte, und ein halbes Jahr später, als bewiesen war, daß Frankreich den Krieg nicht wollte, gab es keinen Deutschen, der sie nicht wieder achtete.“ Überall zeigt sich dieselbe Unterordnung. Die Studenten auf der Universität führen genau dasselbe gebundene Leben wie die Soldaten in den Kasernen. Alles geschieht auf Befehl: Biertrinken, Essen, Singen, sogar das, worüber der Student sprechen darf, ist ihm genau vorgeschrieben. Religion und Politik sind überhaupt von ihren Gesprächen ausgeschlossen. Auch würden sie darüber wohl gar nicht sprechen können, da der Deutsche kein persönliches Urteil hat. Jedes Urteil muß vielmehr dem der Allgemeinheit untergeordnet werden. Daher kommt auch die allgemeine Bewunderung der Franzosen, die wohl schon das Sprichwort „Sich so wohl befinden wie der liebe Gott in Frankreich“ erkennen lassen dürfte. Aus eben diesem Mangel an persönlichem Urteil läßt sich übrigens auch die allgemeine Berühmtheit der großen Männer Deutschlands erklären. „Niemand würde es wagen, das Genie eines Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven anzuzweifeln. Bei solchen berühmten Namen kann die Kritik nur zum Kommentar werden.“ Aber ist denn Deutschland nicht das Land der kühnsten Denker? Mag sein; doch ist alle Anregung erst vom Auslande, von Frankreich und England gekommen, und die deutsche Philosophie hat nur das Verdienst, überlieferte Prinzipien weiter ausgebildet zu haben. So herrschen z. B. heute auf allen deutschen Universitäten die Psychophysik eines Wundt und die Entwicklungslehre eines Häckel vor, beides Lehren englischen Ursprungs. Ebenso kommt auch in Kunst und Litteratur jeder Anstoß von außen, da der Deutsche niemals aus sich selbst heraus ein Kunstwerk zu schaffen vermag.

In sittlicher Hinsicht ist dieser Mangel an Initiative und der Geist der Unterwürfigkeit für die Deutschen heilbringend gewesen, denn ihre Moral liegt in jenem Mangel begründet und ist gewissermaßen eine süße Gewohnheit. Doch der Augenblick ist nahe, wo die moralische Gesinnung auch in Deutschland verschwinden wird. „Von Berlin geht die moralische Zersetzung des deutschen Reiches wie eine Epidemie aus, und über Nacht hat es die Sitten, die Jahrhunderte nicht ändern konnten, verdorben.“ Zur Zeit der Madame de Staël konnte es, wie sie selbst erzählt, noch vorkommen, daß man von einem Apfelbaum in Leipzig keine Früchte stahl, nur weil eine Tafel daran den Diebstahl untersagte. Und wie ergeht es heutzutage diesem berühmten Baum,

von dem übrigens kein Mensch in Leipzig etwas weiß? „Ich wünschte in Leipzig den berühmten Apfelbaum zu sehen, von dem Madame de Staël spricht. Man hat ihn mit einem sorgfältig verschlossenen Eisengitter umgeben, und sobald sich die Polizisten weggewandt haben, erklettert jeder das Gitter, um Äpfel zu stehlen. Und doch ist der Besitzer dieses denkwürdigen Baumes nicht so frech bestohlen worden, wie ich von dem Kutscher, der mich dahin fuhr, trotzdem daß der gedruckte offizielle Tarif in seinem Wagen ihm schon das Unrecht auf einen mehr als genügenden Fahrpreis gab.“

Doch es ist des Tollen schon zu viel. Der Artikel der Revue des deux mondes könnte dem zukünftigen Geschichtschreiber als Beitrag zur Kennzeichnung der geistigen Verschlämmung der grande nation dienen, die mit Behagen die Lügen und einfältigen Geschichten genießt, die man ihr zur Abwechslung aufstischt. Wir aber, die wir uns als Deutsche fühlen und stolz darauf sind, könnten für solch alberne Ausbrüche gallischer Bosheit nur ein mitleidiges Lächeln haben, wenn wir uns nicht sagen müßten, daß wir zum Teil selbst daran schuld sind, daß sich diese Narrengesellschaft über uns erheben zu dürfen glaubt. Unsrer kindische Verehrung alles Ausländischen rächt sich hier. Warum giebt man nicht der Revue des deux mondes ganz allgemein in Deutschland die einzig gebührende Antwort auf einen solchen Artikel dadurch, daß man sie abbestellt? Ein großer Teil ihres Leserkreises ist in Deutschland zu suchen, wie überhaupt der deutsche Markt einem ganz beträchtlichen Teil der französischen Bücherproduktion Absatz verschafft; man kaufe einmal ein Jahr lang keine französische Ware, dann wird in einem ganz andern Tone gesungen werden. Wir haben es selbst jeder einzelne in der Hand, uns jenseits der Vogesen Respekt zu verschaffen.



## Ein Höhlenprozeß

### Alte und neue Rechtsanschauungen



n der Sauerngurkenzeit des vorigen Jahres lieferten den württembergischen Zeitungen die Nachrichten „vom Höhlenprozeß“ einen willkommenen Stoff zur Ausfüllung ihrer Spalten. Das war allerdings ein Prozeß, wie er in vielen andern deutschen Gauen nicht vorkommen kann. In der norddeutschen Tiefebene so gut wie im süddeutschen Gebirgsland mag man Räuber- und Diebshöhlen finden, die zu Kriminalprozessen Anlaß gegeben haben; aber Tropfsteinhöhlen kommen dort